

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

15.5.1927 (No. 20)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 20



15. Mai 1927

Otto Heuschele / Briefe über deutsche Prosa

1.

Du schreibst mir von den neuen Büchern, die Du gelesen hast, und findest, welche wunderbare, Du sagst: „schöne Sprache“, diese Dichter schreiben. Du fühlst Dich bei dieser Prosa an Gedichte erinnert. Ich weiß, wie Du Gedichte liebst, ohne daß Du mir sagen könntest, was das Schöne einzelner Gedichte ausmacht. Ich habe auch wohl irgendwas nachgesehen und bei den unendlich oder englischer Gedichte gelesen habe — neulich bei den unendlichartigen Gedichten John Keats' oder Shelley's, auch bei den wenigen Gedichten Hugo von Hofmannsthal's ein seltenes wunderbares. Es ist zwischen Innen und Außen. Ich fühle, wie nicht von Dingen und Geschehnissen, Gefühlen und Zuständen der Seele die Rede ist, sondern wie dies alles selbst da ist, redet, singt, erscheint, duftet, oder wie Du es benennen willst, wie ein Atem dieser Dinge aufwacht und nahe ist. Das alles sagt so wenig und man kann kaum sagen, was an einem Gedicht, an den seltenen, den lyrischen Kleinodien, schön ist. Man fühlt es eben, sie sind gut, man wird von ihnen angezogen, wie man von Farbe und Duft der Blumen angezogen wird. Man liebt sie und legt das Buch fort, man spürt, daß man sie nicht abtun kann und kehrt zu ihnen zurück und liest sie noch einmal, noch oft und man findet das Wunderbare, das hier hinter Worten und Sätzen, Klängen und Farben, Musik und Rhythmus, kurz hinter der Sprache magisch verborgen ist. Wir nennen es geheimnisvoll und dunkel: Leben. Du erinnerst Dich in diesem Augenblick auch daran, welche wunderschöne Worte Rilke in seinem Walte Laurids Bräge über Verse sagt . . . er sagt: „Wundervolles und vermag das Rätsel, das um die Verse liegt, nimmermehr zu entwirren.“

Was ist Leben? Ein Wort, das wir alle Stunden im Munde der Menschen vernehmen, das alle Tage einmal zum wenigsten aus unsrer Feder fließt und geheimnisvoll Anfang und Ende alles Seins bezeichnet. Aber es ist das Geheimnis des Gedichtes, daß in ihm Leben liegt, daß Leben erwacht aus seiner Form. Ja es ist das Geheimnis der Sprache, das Leben zu wecken in uns.

Ich habe durch Deinen Brief lange darüber nachgedacht, was nun das Geheimnisvolle, dieses nicht schnell zu Enthüllende und Rätselvolle der Sprache sei, was es sei, daß diese schöne Sprache anmacht? Man sagt, daß eine Sprache eine schöne Form habe und weiß kaum, was schöne Form ist. Man hört die Leute auf der Straße oder in der Gesellschaft sagen, ein Buch sei schön geschrieben. Sie sagen damit wenig und wie aus einer Verlegenheit klingt ihre Rede. Kann es denn ein Schönes in der Form geben, das nicht um ein Schönes im Gehalte sich legte? Um aber bei der Sprache zu bleiben, bei der Prosa! Was ist hier schön? Es ist wiederum kaum zu sagen, man fühlt es eben tief im Innersten, daß eine Rede des Cicero, ein Dialog des Plato, ein philosophischer Brief Schillers, oder ein Aufsatz Hofmannsthal's schön ist, weil das, was hier über Dinge und Wesen, über Menschen und Schicksale, über Landschaften und Leidenschaften, kurz über irgendetwas Lebendiges gesagt wird, uns anrührt wie Leben. Die Worte sind zu Bildern und Sätzen gefügt und die Sätze alle wieder zu den gesamten Bildern, oder zu einem Ganzen, das durch Klang und Rhythmus, durch Musik und Duft der Farbe uns anrühren soll. Eine schöne Sprache zu schreiben ist ein Wunder. Man fühlt sich vom Leben angezogen und schreibt um dieses Leben Umhüllungen, die aus dem Leben hervorgehen und gleich-

zeitig Enthüllungen bedeuten. Eine schöne Sprache in Prosa will geschaffen werden in jedem neuen Falle. Ich höre Theologen und Gelehrte, Männer der Literatur und der Wissenschaften über die erhabenen Gegenstände ihres Faches reden und fühle, wie ich kaum berührt werde von ihrem Sprechen, sie verkünden ihre Erkenntnisse, Erfahrungen u. Einsichten in einer zerfallenen u. leeren Sprache der Straße oder der Zeitung u. was sie sagen wollen, obwohl sie es wissen, bleibt in ihrer Seele liegen und erwacht kaum für uns, die Hörenden und Lesenden. Vielleicht ist es das Geheimnis der schönen Sprache oder dessen, was wir so nennen, denn ich werde Dir noch sagen, daß es sich nicht eigentlich um schöne Sprache handelt, ich sage, daß das Geheimnis der Sprache darin liegt, daß sie etwas, das außer uns oder in uns ruht, lebendig macht. So ist es vielleicht besser, wir sagen statt „schöne Sprache“ — „lebendige Sprache“; daß die lebendige Sprache nicht jene häßliche und verbrauchte Sprache der Kaufleute und Gastenjungens, der Marktfräulein und Kellner ist, das verstehtst Du wohl ohne weiteres. Dies führt mich nun ein Stück näher an das Geheimnis der schönen Sprache heran, es mahnt uns nämlich, daß alle Sprache gesprochen wird, daß eine geschriebene Sprache ein Un Ding ist im Innersten. Von selbst versteht es sich, daß Gedichte und alles Poetische laut gelesen werden, aber im Grunde ist es auch das Wesen der Prosa, daß sie laut gelesen, nicht nur lebendig uns anrührt, sondern daß sie auch das, was sie umhüllt, den Gehalt des zu Sagenen lebendig mache, sichtbar oder hörbar. Sie vermittele den Kontakt zwischen dem Sprechenden und Hörenden. Da ist nun das Geheimnis ganz nahe herangerückt und ich breime schon, es leise und leicht noch zu berühren. Nun muß ich Dich nochmals an die Dialoge des Plato erinnern, in denen allerhöchster Gehalt in allerleichte Schönheit der Sprache gefesselt ist. Du wirst gleich empfinden, wie hier alles aus einer höheren Sphäre herabkommt zu uns, wie alles, was über Ewiges und Unendliches gesagt ist, mit Maß und den höchsten Formen des Geistes offenbart wird. Da ist eine unendliche Vielfalt dessen, was gesagt werden kann, endlos vieles ist fortgelassen und nur wenig wird gesagt und das Wenige wird in die letzte Form des Sagbaren gepreßt, daß das Fortgelassene nicht vergessen und übergangen wird, sondern bei wunderbar scheinender Verknüpfung und Verkettung plötzlich wie an einer Wegkreuzung aus der Tiefe der Seele in der Sprache wieder emporsteigt. Darin scheint mir das Wundervolle an den großen Prosa-Schöpfungen aller Zeiten u. aller Völker zu liegen, daß diese Verknüpfungen und Verkettungen wie Zufall erscheinen und fast lässig sich zeigen und leicht und ebenso an anderer Stelle die Pässigkeiten selbst schön erscheinen. An der schönen Sprache ist alles gewachsen und wie vom Geiste hergetragen. Fugen der Verkettung werden geschlossen sein und jene Umhüllungen und Umschreibungen müssen wie Verkleidungen und Enthüllungen erscheinen und müssen beides selbst sein. So ist im letzten Grunde das Geheimnis der schönen Prosa wie das Geheimnis der Poesie ein Geheimnis des Menschen, der sie schreibt. Aber mehr noch als alles andere ist das Wunder der schönen Sprache darin zu suchen, wie bei dem Schriftsteller oder nennen wir ihn Dichter das Wunder der Harmonie von Geist und Herz sich vollzogen hat. Herz und Geist vereinen sich in der schönen Prosa. Das Herz leiht der schönen Prosa das Nahe, das uns gefällig berührt, das Leben der Prosa strömt aus dem Herzen; aus dem Geiste aber waltet die Ordnung.

Ich erinnere Dich an das Wunder der Hölderlinschen Prosa in seinem Hyperion. Hier ist der Herzschlag dieses Menschen Höl-

berlin so spürbar, daß wir sein seelisches Antlitz aus diesem Buch heraus sehen. Hier ist das magische Geheimnis des Zusammenfließens von Herz und Geist vollendet. Ich denke an die Streitschriften Lessings, in denen das leidenschaftliche, kampffrohe Gemüt dieses Mannes aufschäumt und abebbt, wie es dieses Lebensgesetz gebietet. An jeder Wendung und Biegung, Verkettung und Verknüpfung ist der Geist dieses Meisters spürbar. Oder soll ich Dich an die Prosa Herders und Humboldts erinnern, an Novalis und Nietzsche? Es ist immer eine andere Prosa, aber immer wird sie in ihrer höchsten Schönheit Dir zeigen, wie ein Lebendiges aus der Seele dieser Menschen als Gedanke, Erlebnis, Leidenschaft, Schicksal, Kontemplation oder nenne es wie Du willst, ausbricht und lebendig und stark das Herz ergreift, daß es hier sein Blut einströme in ein Lebendiges, das nun Leben nehmen und Leben erwecken soll in andern Menschen: Die Sprache.

Diese schöne Sprache ist nun ein Schatz, der einmal durch Gnade erworben, in Besitz erhalten sein will. Man muß ihn nützen und hüten, daß er nicht zerstört werde und zerfalle. Er ist wie die seltenen Perlen, die man auf der warmen Haut tragen muß, daß sie ihr Leuchten bewahren. Daß ein Dichter, der in Prosa schreibt, rein bleibe sein ganzes Leben lang, das ist ein schönes und großes Ereignis, denn er ist doch alle Zeit den hundert und tausend Bedrohungen und Verführungen des Marktes ausgesetzt, er ist hineingestellt in eine Welt, die ihm feindlich ist; keinen schöpferischen Menschen aber löbte Unruhe und Hast mehr in seinem Tun, als den Gestalter in Prosa, der ganz darauf eingestimmt ist, daß seine Sprache, die er schreibt, ausströme aus einem selten-reinen, harmonischen Zustande, aus einer Harmonie des Kopfes und des Herzens. Unbeirrbar muß er diesem Gleichgewicht dienen, nicht aus der Leidenschaft und nicht aus dem durchwühlten Innern wird er eine schöne Sprache zu schaffen vermögen, sondern einzig aus der Ruhe, dem Ausgleich der seelischen Landschaft seines Innern. Seine Prosa ist wie der Spiegel eines Sees, über den Du Dich neigst, Dein Antlitz zu sehen. Aufgewühlt von Wind und Sturm wird Dein Antlitz verzerrt nur erscheinen, aber liegt der Weiher in der zarten Sonne des Abends oder des Morgens, dann wirst Du Dein Antlitz schauen wie in einem reinen Kristall. . . .

2.

Ich finde heute unter meinen Papieren diesen Brief wieder, ich erschreke, wähnte ich ihn doch lange schon in Deinen Händen. Sah ihn im Geiste in den Festtagen auf Deinem Tische liegen, war schon erstaunt, von Dir nicht Nachricht zu erhalten, wie ich es doch gewöhnt bin. Nun ist es aber im Grunde doch ein Glück, daß dieser Brief noch hier liegt. Ich will versuchen, Dir noch einiges beizufügen, dessen ich Erwähnung zu tun vergaß.

Ich habe in diesen Festtagen sehr zurückgezogen gelebt. Ich sah keinen meiner Freunde, ging kaum aus, nur des Abends in der Dämmerung dieser so schlechten Tage, da ich wenige Menschen sehen mußte. Meine Tage brachte ich damit hin, französische Prosa zu lesen. Diese fremde Sprache — Du kennst die Liebe, die ich für sie habe — gibt mir eine Fülle ganz neuen Lebens. Zu empfinden, wie das eigne Schicksal, eigenes Leben in einer fremden Sprache widerklingt, in einer fremden Sprache gesagt werden kann, dies ist eines der glücklichsten Erlebnisse, die ich kenne. Eine lebende fremde Sprache zu lesen, dies ist ein reiner Genuss, weil dadurch erst das Wunder der eigenen Sprache lebendig wird. Da erinnere ich mich überdies eines schönen Wortes, das ich in den Fragmenten Herders fand: „Nicht um meine Sprache zu verlieren, lerne ich andere Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung einzutauschen, reise ich unter fremde Völker, nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich naturalisierter Fremder; denn sonst verliere ich mehr als ich gewinne. Sondern ich gehe bloß durch fremde Gärten, um für meine Sprache als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen, ich sehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern.“

Ich erinnere mich bei dieser Lektüre an die Tage der Kindheit, da ich auf der Schulbank sah, diese französische Sprache zu erlernen. Wie mühsam waren diese Stunden, was für eine tote Sprache war es, die wir lernten, eine, die keine Seele hatte und keinen Hauch von Leben. Das aber ist das Abtötliche an einer Sprache, das Leben und die Seele. Das leiht ihr einen Atem, der jenem Anhauch und Duft gleicht, den frischgebrochene Früchte an sich tragen, den unsre Haut hat, wenn wir aus einem Bade in schönem Wasser steigen. Unsre Sprache, in der wir Tag um Tag sprechen

und schreiben, in der wir den Freunden in unseren Briefen von unsern Schicksalen erzählen, neben eine fremde, etwa die französische Sprache, hingestellt, gibt mir erst das, was ich Sprache nenne, nun erst wird mir das Wunder der deutschen Prosa ganz rein erkennbar. Man muß viele Sprachen kennen, um seine Sprache zu lieben, und man muß vieler Menschen Prosa gelesen haben, um die Prosa zu besitzen, wie schön erleben wir das doch, wenn wir die beiden Hände des „Deutschen Lesebuchs“ lesen, das Hugo von Hofmannsthal in der Bremer Presse herausgab, ich sende Dir diese Hände und Du magst es selbst erleben.

Die Tiere haben keine Sprache, nur der Mensch hat sie, eben in jener Schule, da wir die Sprachen lernten, hat man uns gelehrt, daß hier das Wunder des Menschen liege, daß er sich damit vom Tiere scheide. Aber das viele Sprachen sind und daß jede dieser Sprachen leben und in ihrem Leben das Leben einer Menschengemeinschaft ausmachen, das ist ein Bezauberndes, ein Niezuendenzudenkendes! Nun plötzlich hat Sprache einen magischen Sinn, hat den Sinn von Heimat und Fremde. Diese französische Prosa, hier mitten in den Marken der deutschen Sprache, tagelang zu lesen, tagelang mitten zwischen deutschen Lauten in der Seele nur diese klingenden schönen französischen Laute zu tragen, das ist als sei die Seele plötzlich hinübergegangen in einen andern Leib, als habe der Körper plötzlich sein Gewand abgestreift und trage die Gewänder eines Königs oder eines Fürsten. Wunderbares Glück der Verwandlung durch die Sprache. Nun aber wiederum aus der fremden Sprache herüberzuschweben in die eigene Sprache und da den Reichtum zu empfinden, den man mitbringt, den man aus einer Fahrt in fremde Länder mitbringt in seine Seele u. d. d. nun in der eignen Sprache doppelt und dreifach erscheint. So durchstrahlen sich die Sprachen mit ihrem Lichte und erhellen sich und sind leuchtend. Unersehbar ist das Glück dieser Erlebnisse und wie arm müssen jene sein, die sie niemals ertasten. Freilich, wer weiß um dieses Wunder der Sprache, wenn er sie nur kennt aus den Tagen der Schule, wenn er nur diese tote Sprache kennt und nimmermehr die lebendige. Nein, die Sprache ist das Leben und das Leben ist die Sprache! Man muß beide beisammen haben, um beide zu besitzen, man muß die Sprache herausheben aus den Bestämmern der Dichter der alten und der neuen Zeit, man muß die Sprache aus dem eignen gesprochenen und geschriebenen Worte nehmen und muß sie nehmen aus den Lauten, die sie hat, wenn sie aus einem fremden Munde bringt; dann wird man fühlen, wie köstlich sie ist, daß sie wie eine große Muschel ist, die uns beglückt, und daß unsres ganzen Lebens Reichtum in ihr ruht. Weil in der Sprache und den Sprachen das Wunder ruht, daß wir uns verändern können und aus dieser Verwandlung je und je einen neuen Reichtum des Lebens nehmen, denn in jeder Verwandlung liegt die Kraft einer Erneuerung, die Gnade einer Geburt. Darum sollten wir Kindern die lebenden Sprachen lehren, sollten ihnen zeigen, wie das Leben die Sprache ist.

Nun habe ich kein Wort mehr darüber geschrieben, daß die Sprache die Sprache der Dichter ist, und doch liegt dies allem Gefagten einbezogen und umhüllt es, wie ein Gewand den Körper umhüllt. Nur weil Sprache und Leben eines sind, kann aus der Sprache das Kunstwerk werden, das Gedicht, das unvergänglich ist, wenn es dazu geschaffen ist in der großen Seele eines Dichters; oder die Prosa, von der freilich nur wenige wissen, daß auch um sie eine Form gelegt ist, eine tiefe und gleichem Gesetze entsprungene wie um Gedichte. . . . Man muß einmal eine Sprache erlebt haben, um sie zu lieben, denn es ist doch nur die Liebe, die uns mit dem Höchsten, was wir kennen, verbindet. Wie wir die Heimat lieben, mehr lieben, wenn wir in der Fremde sind, so müssen wir die eigene Sprache erst lieben lernen durch die fremde Sprache und sie muß uns dann umwehen wie der Atem, der uns aus einem vertrauten Zimmer anweht, oder wie jener Abendwind, der aus unsern Gärten im Frühling den Duft der Erde und der Blumen heraufträgt in unsre Zimmer. Wir müssen die Sprache lieben um der unsterblichen Gedichte willen, die in ihr möglich sind und aus ihr schon heraufwachsen wie Hyazinthen aus dem dunklen Boden. Wir müssen die Prosa lieben um all jener unverhofften und einmaligen Wendungen und Sätze, die so schön sind und so unerklärlich wie das ganz Geist und Seele gewordene Gäheln einer schönen Frau. Kurz diese Sprache, Du magst sagen, was Du willst, ist das Schönste und in ihr liegt der Reichtum der Menschen, ja es gibt vielleicht noch eines, was über ihr draußen liegt an Reichtum und Kraft der Verzauberung, an Magie und Schönheit: Die Musik. Aber nimmermehr gehört sie ganz der Erde, sie ist schon aus der Zone der Götter, sie reden in ihr, und ihr Element ist das Element des Himmels. . . .

J. Fresin / Kaiser Napoleon I. im Ettlinger Schloß.

In den Napoleonszimmern des Ettlinger Schlosses wird zurzeit unter Mithilfe des Vereins „Badische Heimat“ ein Altertums-museum für den Bezirk Ettlingen eingerichtet. Diese Räumlichkeiten mit ihren wundervollen, aus der Barockzeit stammenden Stuckdecken erinnern den Besucher an eine Vergangenheit, die von nahezu weltgeschichtlicher Bedeutung geworden ist. Es fand nämlich darin zwischen Napoleon I. und dem badischen Markgrafen Karl Friedrich eine außerordentlich wichtige Unterredung statt, die als Auftakt der Rheinbundpolitik des französischen Kaisers betrachtet werden kann.

Napoleon hatte im Jahre 1802 den Traum der französischen Chauvinisten verwirklicht; der Rhein war im Lunéville Frieden

die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich geworden. Aber drei Jahre später fühlte sich Oesterreich wieder stark genug, um von neuem auf Englands und Russlands Veranlassung gegen Frankreich zu mobilisieren und loszuschlagen. Napoleon aber traf sofort seine Gegenmaßregeln und entwarf einen Feldzugsplan. Er hatte vor, quer durch Süddeutschland in Richtung auf München und Wien zu marschieren und Oesterreich im eigenen Land zum Frieden zu zwingen. Zu diesem Zweck war aber notwendig, sich der süddeutschen Staaten Baden und Württemberg zu verschern; mit Bagern stand er schon früher in enger Fühlung. Er beorderte daher seinen Gesandten, Herrn de Thiard, nach Karlsruhe, und ließ die Forderung aufstellen, der Markgraf von Baden solle

Briefen von
wa die fran-
ich Sprache
Prosa ganz
n, um seine
Prosa gelesen
wir das doch,
es" lesen, das
erausgab, ich
en.

hat sie, eben
n uns gesagt,
damit vom
jede dieser
er Menschen-
n Miezuebe-
nischen Sinn,
bische Prosa,
tagelang zu
er Seele nur
n, das ist als
ern Leib, als
und trage die
erbares Glück
erum aus der
prache und da
en man aus
u. der da nun
t. So durch-
ellen sich und
erlebnisse und
Freilich, wer
ur kennt aus
che kennt und
as Leben und
en haben, um
aus den Be-
it, man muß
ebenen Worte
hat, wenn sie
n fühlen, wie
uns beglückt,
Weil in der
wir uns ver-
und je einen
Verwandlung
eburt. Darum
sollten ihnen

eben, daß die
t dies allem
d den Körper
kann aus der
ergänzlich ist,
ines Dichters;
daß auch um
ebe entspringt
Sprache erlebt
iebe, die uns
ir die Heimat
o müssen wir
emde Sprache
der uns aus
endwind, der
Erde und der
n die Sprache
n ihr möglich
hen aus dem
all jener un-
die so schön
ele gewordene
magt sagen,
Rechtum der
r ihr brauchen
n Magie und
t sie ganz der
n in ihr, und

h I o f.

worden. Aber
erf genug, um
fassung gegen
leon aber traf
zugsplan. Er
auf München
en Land zum
notwendig, sich
zu versichern;
Er beorderte
arlsruhe, die
n Baden solle

den Durchzug des französischen Heeres gestatten und sich selbst ihm anschließen. Als Lohn für die etwaige Teilnahme wurde eine Gebietsvergrößerung der Markgrafschaft auf Kosten des österreicher Besitzes im Schwarzwald in Aussicht gestellt. Markgraf Karl Friedrich war nun in einer sehr peinlichen Lage. Am linken Rheinufer konzentrierte Napoleon seine Truppenmassen, von Süden her war Baden durch die österreichischen Besatzungen im Schwarzwald gefährdet, und im Osten waren die Oesterreicher im Anmarsch auf Ulm. Der Fürst sträubte sich zunächst, sich für den einen oder anderen zu erklären, und suchte seine Neutralität zu wahren. Er erklärte, auf Gebietszuwachs zu verzichten, falls derselbe mit dem Blute seiner Untertanen erkauft werden müsse. Aber der französische Bevollmächtigte wurde immer aufdringlicher, setzte dem greisen Markgrafen immer mehr zu und stellte Napoleons Rache in Aussicht. Schließlich wurde nach einigem Hin und Her ein geheimer Allianzvertrag zwischen Baden und Frankreich geschlossen, in dem sich Baden zur Stellung von 3000 Mann verpflichtete. Falls über Kopf wurde das Abkommen getroffen, Zeit zur Ueberlegung oder gar zur Diskussion wurde der badischen Regierung kaum gelassen. Immerhin fügte Karl Friedrich der Urkunde ein Schreiben bei, in dem er auf die üble Finanzlage Badens hinweist und auf die Unmöglichkeit, bis zum geforderten Termin die angeforderte Soldatenmenge stellen zu können.

Als aber die französischen Heereskolonnen den Rhein überschritten, kamen aus allen Teilen des badischen Landes Klagen an den Hof über das rücksichtslose Verhalten der französischen Soldateska. In Kehl, in Rastatt, in Mannheim und Heidelberg, überall hatte man unter den harten Maßnahmen und Requisitionen der französischen „Bundesgenossen“ zu leiden. Kein Wunder also, daß eine ganze Anzahl kurbadischer Offiziere und Soldaten desertierte und in österreichische Dienste trat. Der badischen Regierung aber wurde von den Unterorganen Napoleons der Vorwurf gemacht, daß sie die Abmachungen des Vertrags nicht erfüllt und die Stellung der 3000 Mann hinausgezögert. All dies ließ in Karl Friedrich den Wunsch aufkommen, eine Unterredung mit Napoleon — vielleicht in Bruchsal — herbeizuführen und hier die Stellung Badens klarzulegen.

Napoleon aber wählte eine andre Reiseroute und beschloß, von Baden aus über Pforzheim die Städte Ludwigsburg und Stuttgart zu erreichen, und dort mit dem Zentrum seiner Armee Fühlung zu nehmen. Ein Abstecher nach Bruchsal wäre somit Zeitvergeudung gewesen; er fuhr also von Strassburg aus über Kehl nur bis Ettlingen, wo er am Nachmittag des 1. Oktober 1805 eintraf. Sein Adjutant Graf Ségur war nach seinen eigenen Angaben dem Kaiser nach Ettlingen vorausgereist und hatte wohl „Quartier“ gemacht.

In der Galerie von Versailles befindet sich ein Gemälde Bertins, das den Empfang Napoleons in Ettlingen durch den badischen Markgrafen und die Prinzen Ludwig und Karl in der Nähe des südwestlichen Schloßflügels darstellt. Soeben ist die Staatskutsche Napoleons angelangt, aus der gerade der Kaiser gestiegen ist, im Begriffe, auf die Gruppe weißgekleideter Herren zuzugehen, die, den Hut in der Hand, ihn erwarten. Als Hintergrund schleift das Ganze das Stadtbild mit dem Schlosse ab, das recht gut getroffen ist. Im Vordergrund stehen neugierige Bürger und Bürgerinnen, ein Mann hält gerade ein Kind empor, um ihm den Kaiser zu zeigen, dessen Ruhm damals die Welt erfüllte und erzittern machte.

Auch auf der Vendôme-Säule in Paris ist als Bas-Relief der feierliche Einzug Napoleons in Ettlingen und die Begrüßung durch den badischen Markgrafen dargestellt, ein Beweis dafür, welche hohe politische Bedeutung dieser Besprechung zukommt.

In Ettlingen selbst haben sich außer der allgemeinen Erinnerung an Napoleons Anwesenheit im Schloß nur zwei Notizen als Quellen für diese Begebenheit erhalten. Eine Notiz fand sich in der Kuppel der alten Stadtkirche eingeschlossen; nach ihrem Wortlaut ist Napoleon mit seiner Leibgarde, die aus Mamelucken vom Nil bestand, in Ettlingen eingezogen. Die andere Quelle sind die Stadtrechnungen, welche ausgaben, daß die Ettlinger Bürger-Kavallerie auf Anordnung des Bürgermeistersamt dem Kaiser ihre Aufwartung gemacht und dafür 15 Gulden von der Stadtkasse bezogen habe. Außerdem habe man 18 Pfund Schießpulver beim Salutschießen verpulvert, worüber dann pflichtschuldig mit über 12 Gulden Rechnung erstattet wurde. Anschließend an die Empfangsfeierlichkeiten fand dann eine Unterredung zwischen Karl Friedrich und dem Kaiser statt, deren Inhalt sich einigermaßen wenigstens erschließen läßt. Die größte Sorge des greisen Markgrafen galt zunächst seinem badischen Heer, das trotz sehr mangelhafter Verpflegung und Ausrüstung bereits marschbereit sein mußte und sich schon teilweise auf dem Marsche nach Pforzheim befand. Dem Markgrafen mußte es natürlich völlig unverständlich sein, warum Napoleon bei seinem Riesenhäer gerade so sehr auf die Stellung der 3000 Badener drängte, die er — nach dem Zeugnis eines Oesterreichers — wegen ihrer ganz natürlichen und fast selbstverständlichen Unzuverlässigkeit noch durch Franzosen bewachen lassen mußte. Ob der Markgraf den Grund für dieses Drängen erfahren hat, wissen wir nicht; aber es steht fest, daß Napoleon mit diesem badischen Kontingent auf den noch unentschiedenen württembergischen Landesfürsten einen moralischen Druck hat ausüben wollen und ihn zum rascheren Anschluß an die französische Armee zu veranlassen suchte. Aber auf die Vorstellungen Karl Friedrichs ließ er sich doch bewegen, die Truppenstellung noch um 14 Tage verschieben zu lassen; aus diesen 14 Tagen sind indessen mehr als 8 Wochen geworden. Sodann scheint

der Markgraf um größtmögliche Schonung der badischen Truppen gebeten zu haben. Napoleon verspricht ihm nämlich im Brief vom Datum des folgenden Tages, daß sein Korps geschont werde. Tatsächlich sind unsere Landsleute damals nicht an die Front gekommen, sondern wurden nur im Etappendienst verwendet.

Ein weiterer Gegenstand der Sorge Karl Friedrichs war natürlich die Zerrüttung der badischen Finanzen, die durch die erzwungene Mobilmachung noch vergrößert worden war. Sicher hat der Markgraf auch dies dem Kaiser vorgetragen, der dann die „gnädige Anordnung“ traf, daß dem badischen Staat bzw. dem markgräflichen Privatsekretär Gerstlacher 155 000 Fres. gegen Lieferung von 100 Wagen verabreicht wurden. Mit dieser Summe wurde einigermaßen eine finanzielle Erleichterung geschaffen.

Was aber das Wesentlichste der Unterredung darstellt, ist die Tatsache, daß durch dieselbe die bisherigen Absichten Napoleons auf einen Rheinbund erreicht, und daß seine dahingehende Politik durch den badischen Markgrafen persönlich — wenn auch nur erzwungenermaßen — sanktioniert worden ist. Der Anfang einer Politik, die schließlich den deutschen Kaiserthron 1806 stürzen sollte, war damit gemacht.

Nach dieser Besprechung fuhren der Markgraf und die Prinzen nach Karlsruhe zurück, während Napoleon noch den Bericht des französischen Bevollmächtigten am badischen Hof, des Herrn de Thiard, anhörte und ihm neue Richtlinien gab. Vor allem sollte erden Prinzen Ludwig oder den Kurprinzen Karl dazu zu bewegen suchen, die militärische Leitung der badischen Truppen zu übernehmen. In dieser Angelegenheit allerdings hatte Thiard kein Glück, da beide aus verschiedenen Gründen diesen Antrag ablehnten.

Nach der Verabschiedung de Thiards scheint sich der Kaiser bald zu Ruhe begeben zu haben. Er schloß jedenfalls in dem runden Turmzimmer, das im Volksmunde das eigentliche „Napoleonszimmer“ genannt wird und eine größere Nische aufweist, in der das Bett gestanden sein mag. Doch schon bald nach Mitternacht scheint er wieder auf gewesen zu sein. Denn noch in der Nacht erhielt de Thiard in Karlsruhe ein Schreiben mit dem Auftrag, er solle die Entfernung des österreichischen u. russischen Gesandten vom badischen Hofe veranlassen. Dies Schreiben und eine ganze Anzahl anderer in Ettlingen abgefakter Briefe Napoleons sind uns erhalten und geben uns einen recht interessanten Einblick sowohl in den Charakter des Kaisers als auch in die damalige allgemeine politische Lage. Ein Brief an seinen Bruder Josef zeigt, wie Napoleon es nicht verabsäumt, durch die Tagespresse sein Volk in Stimmung zu halten. Josef solle einen Artikel in die Zeitung setzen mit dem Inhalt, daß das Heer schon zwei große Siege errungen habe, ohne im Gefecht gewesen zu sein; es habe nämlich erstens noch keine Deserteure, und zweitens hätten sich Baden und Württemberg angeschlossen und das ganze deutsche Volk sei ihm wohlgegeneigt. Recht kurz ist der Brief an seine Gattin Josefina: „Kaiserl. Hauptquartier, Ettlingen, 2. Oktober 1805, 10 Uhr morgens.“

Ich bin noch hier bei guter Gesundheit. Ich reise noch Stuttgart, wo ich heute Abend sein werde. Die großen Manöver beginnen. Die Armee von Württemberg und Baden stellt sich der meinen an. Ich bin guter Stellung und liebe Dich.

Napoleon.“

Weiter ist ein Brief an den Ministerpräsidenten Tallebrand erhalten, in dem eine energische „Bearbeitung“ des hessen-darmstädtischen Landgrafen gewünscht wird, damit auch dieser sich dem Bunde gegen Oesterreich anschließe. In einem Schreiben an den Landgrafen selbst — ebenfalls aus Ettlingen stammend — weist Napoleon darauf hin, daß die bisher geübte Zurückhaltung des Landgrafen nicht mehr am Platze sei, da er es ja nicht mehr mit einem Anhänger der Revolutionsidee, sondern mit einem Monarchen zu tun habe. Auch an den württembergischen Landesfürsten schickt er ein Schreiben und versucht, ihm klarzumachen, daß das böse Oesterreich den Untergang der souveränen deutschen Herren im Auge habe, und daß deren Heil nur bei Napoleon sei. So weist Napoleon bei seiner außerordentlichen Fähigkeit, Menschen zu beurteilen und zu behandeln, überall jeweils das gerade ins Feld zu führen, von dem er sich den größten Vorteil verspricht.

Ein anderes Schreiben des Kaisers aus Ettlingen zeigt, wie er mit seinen Untergebenen umsprang, die sich nicht strikte an seine Aufträge hielten und ihm Grund zu Klagen gaben. Es ist ein Brief an den französischen Bevollmächtigten am Stuttgarter Hofe, der anscheinend mit General Ney in Konflikt geraten war und mit dem württembergischen Hofe noch keinen befriedigenden Vertrag geschlossen hatte. Er schleudert diesem Gesandten die schwersten Vorwürfe ins Gesicht. Erklärlich wird uns daraus, weshalb Herr de Thiard sich so ängstlich genau an Napoleons Vorschriften gehalten und dem greisen badischen Markgrafen mit solcher Schrockheit zugesetzt hatte. Es folgten dann noch zwei Schreiben an die Heerführer Bernadotte und Murat, die erkennen lassen, wie Napoleon auch an alles dachte, wie er für seine Leute sorgte, und wie alle Fäden in seiner Hand zusammenliefen. Zum Schluß, wohl kurz vor der Abreise von Ettlingen, schrieb er dann noch einen Brief an Karl Friedrich, in dem er sich für die Fürsorge bedankt, die der französischen Armee in Baden zuteil geworden sei, und in welchem er die Hoffnung ausdrückt, ihm und vor allem dem Kurprinzen weiterhin Gefälligkeiten erweisen zu können. Was es mit dem Interesse für den Kurprinzen für eine Verwandnis hat, ist ja jetzt bekannt; er glaubte, ihn für die Uebernahme einer Befehlshaberstelle in der Armee gewinnen zu können, und mit diesem Gewinn einen neuen Stein auf seine Wagschale im Völker-

ringen werfen zu können. Er unterläßt es aber nicht, zugleich von der Markgräfin Amalie in vorwurfsvollem Tone zu sprechen, die unentwegt am Hofe gegen Napoleon Front machte.

Damit hatte Napoleon seine vielseitige, uns heute wie ein bunt zusammengesetztes Mosaikbild anmutende Korrespondenz im Ettlinger Schloß beendet, er verließ am Vormittag des 2. Oktober diese Stadt, die er vier Jahre später bei einem neuen Zug gegen Oesterreich nochmals besuchen sollte, und fuhr seiner Armee nach,

die gegen Ende des Jahres schon in der Schlacht bei Austerlitz das Schicksal zugunsten des Franzosenkaisers entschied.

Der Ettlinger Bürgerschaft aber, die damals allerdings kaum ahnte, welsch wichtiges Ereignis sich in ihren Mauern abgespielt hat, erging es wie allen denen, die das Schicksal Grobes sehen und erleben ließ; die Erinnerung an den großen Kaiser lebt heute noch in ihr weiter und soll sich sogar mit einer Tintenflex-Legende umrannt haben.

Wilibald Reichwein / Isidora.

In den letzten Semesterferien vor Antritt seines aus tiefem Willen zur Arbeit am Volke ergriffenen Berufes hatte sich Gerd Langemack in eine der heimatischen Großstadtvielen gewagt. Er wollte auch einmal sehen, wonach des Volkes Hunger ging.

Lange stand er vor den schreienden Plakaten, mitten in der bunten Menge, die mit beschauender Ehrfurcht vor den geilen Bildern stand. Sie verfehlten ihre Wirkung nicht. Etwas zeigten und nicht alles zeigen reizt die Nerven, und wenn sie erregt sind, rollt auch der höchste Eintrittspreis unüberlegt über den Kassenisch.

Erst als Gerd Langemack in einer Ecke Platz genommen hatte, fand er Zeit, die Menge näher zu beobachten. Sonderbare Müdigkeit und eine eigentümliche Verbräuntheit lag auf den meisten Zügen. Der Wein brachte Leben, künstliches Treibhausleben. Der Ansager mit seinen leichten Redensarten zog hier schon. Es ist ganz merkwürdig, dachte Gerd Langemack, draußen im Leben würden sich die Menschen derlei banale Dinge nicht anhören, und hier werden sie sogar beklatscht. Oder ist das hier nur eine ganz eigene Schicht Menschen, die von den geistigen Wellen des sonstigen Lebens nicht erfasst werden, weil sie ihnen zu hoch gehen, Menschen, die nur in der schwülen Luft solcher Lokale zu leben verstehen und für ihr Leben Befriedigung finden?

Jetzt sollte der Höhepunkt des Abends kommen. Groß künden-ten Spielfolgen und Plakate: „Isidora von Melber tanzt!“

Während draußen die Menge gespannt ihr Auftreten erwartete, sah sie innerlich zerbrochen in ihrem Ankleideraum. Nach dem Tode ihres Vaters hatte man ihre Mutter ins Irrenhaus geschickt. Sie glaubte auf einmal, nicht alles Nötige für den geliebten Gatten getan zu haben und hielt sich als Mörderin bei Tag und Nacht verfolgt. Nun stand Luise Redlich, wie sie mit ihrem bürgerlichen Namen hieß, allein. Mit ihrem idealen Sinn dachte sie das Leben auch allein zu meistern. In glücklicheren Zeiten waren ihre ungelerten, aus inneren Schanungen geborenen Beweagungskünste ihr ein und alles gewesen. Diese Tanzkünste wollte sie nun in den Dienst ihres Erwerbes stellen.

Aber wie ganz anders hatte sie sich damals ihre Laufbahn gedacht! Nun sah sie als Isidora von Melber vor ihrem Spiegel und beah ihre Garderobe, die der Direktor vorstreckte, und die weit entfernt war, Ausdruck inneren Erlebens zu sein. Für ihn gab es nur einen Schönheitsbegriff, der die Kasse füllte. Ihr ward ganz weh, wie sie sich betrachtete. Ein Ekel faßte sie an.

Werde ich das anschalten, in dieser schwülen Luft? Wie sie mich wieder angrinsen werden mit diabolischer Gier! Überall schreit es Begehren, und dazu soll ich lachen, muß ich lachen!

Isidora von Melber tanzte. Sie sah ihre Umwelt nicht. Auch jetzt, wo es ihr schwer fiel, wollte sie ihr Bestes geben, gewissermaßen, um sich vor sich selber zu rechtfertigen. Nicht körperliche Gewandtheit wollte sie zeigen und nicht schöne Gliederpuppe in gelehrten Stellungen und Bewegungen sein. Erleben sollte die Menge höher tragen. Die aber sah nur nackte Beine und Arme, geschminkte, kirchrote Lippen, und im Geiste, was sich wohl hinter dem düstigen, in allen Farben schillernden Kleidchen verbar. Und das war genug, um im Beifall zu rasen.

In Wahrheit verfluchte ihn Isidora von Melber, doch mußte sie jetzt lächelnd dafür danken.

Kaum war sie von der Bühne verschwunden, da ging die Unterhaltung auf belanglose Dinge über, und ihr Tanz war vergessen. Man lauerte listern auf die nächsten Nummern.

Gerd Langemack sah eine Weile still, dann frug er sich selber: Was war das doch für ein qualvolles Lachen auf dem Munde der Tänzerin, die weltentflohen über allem schwebte? Sie lebte in dem, was sie gab. Wie mag sie hierher kommen?

Er hörte nicht mehr das anzügliche Getöse und Gesänge der Stimmungsfängerin und nicht mehr das hohle Geschwäbe des Humoristen.

Tagelang ging Gerd Langemack dieses schmerzliche Lachen nach. Nachts sah er Träume von Verfolgten und Klagenen, und immer lag dies Lächeln auf ihren Lippen. Es war ihm, als rufe ihn heilige Pflicht. Da stand er eines Nachts auf, um, wie er bei großen Entscheidungen zu tun pflegte, in seinem Testament nach einem überirdischen Fingerzeig zu suchen. Er entfaltete das goldgeschmückte Büchlein, und vor seinen Augen lag aus der zweiten Epistel Pauli an die Korinther das Wort: „Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert, und ich brenne nicht?“

Am anderen Morgen hatte er die Adresse Isidoras von Melber bei der Direktion erfahren, zwar nicht ohne ein sonderbares

Lächeln des Dieners ertragen zu müssen. Nach diesen Adressen wird ja so oft gefragt.

Er fand sie in den trübsteigsten Gedanken und Stimmungen. Wohl hatten ihm seine Freunde ernstlich von diesem Schritte abgeraten, aber das kümmerte ihn nicht. Nicht „er“ handelte ja, „es“ handelte in ihm. Die unerfreulichen Einzelheiten überwand die große Pflicht, die Lösung vom „Ich“ zum „Du“. Wer wird geärgert, und ich brenne nicht? So ein Glibed leidet, leiden alle Glieder mit.

Opfertaten ragen immer siechhaft aus der Alltagschwere, und so trug auch hier das Opfer, das er bringen wollte, seinen Sieg davon. Wie ein Ertrinkender faßte Luise Redlich seine rettende Hand, die sie herausführen sollte aus dem Schmutz, in dem sie stak. Noch war sie ja rein gelieben, aber sie wußte auch, wie groß ihre Gefahr hier war. Ein reiner Tropfen, der in eine Pfütze fällt, wird eben notwendig selber mit zur Pfütze.

Gerd Langemack wollte alles für sie tun, sofern sie sich nur von ihm führen ließ. Klar sah er auch die letzte Folge seines Versprechens: das Führen durchs Leben. Wohl müßte da noch vieles werden, wachsen und reifen. Aber er hatte den festen Glauben, daß eine Seele, die sich geführt weiß von lieben Händen, und die diese mit dem heißen Geloben ergriff: „So nimm denn meine Hände und führe mich“, auch bildungsfähig sei. Das alles waren ihm keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Ein anderes aber sollte ihm die Opfertat vergällen. Wie bitterwehe Dolchstöße empfand er die hämischen Bemerkungen seiner früheren Freunde: „Du willst einen angebissenen Apfel aufnehmen und weiteressen?“

Mächtig bäumte es sich in ihm. Das wußte er ja, diese Seele ist noch rein und unbedeckt, sie ist nur krank und braucht den Arzt. Und darf man keiner kranken Seele Arzt sein? Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht.

„Glaube ja nicht“, so quälte man weiter, „daß du die Spielerseele zu heilen vermagst. Sie zieht dich zu sich hinunter.“ Die Eltern und Kollegen gesellten sich dazu: „Du brauchst keine Gefährtin, die du erzieht, dein Amt fordert eine Gehilfin, die dir helfend zur Seite steht.“

Alle Welt schien sich gegen ihn und sein Opfer zu empören. Wer einmal aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen ist, hat eben das Recht verwirrt, eine aufwärts strebende Seele zu haben.

Es gab erst Ruhe, als er Luise Redlich schrieb: „Wir beide sind Menschen der gleichen, unheilvollen Verdammnis; wir müssen beide anders, als wir wollen. Ich will nicht, aber ich muß dich alleine ringen lassen.“

„Vor lauter Glück hatte ich vergessen, daß es für mich kein Glück mehr geben kann und darf. Es ist besser so, für dich und mich.“ Das war die kurze Antwort, das Erwachen aus einem Traume, ein Erwachen, das schmerzlicher war, als der Traum selber.

Wohl war jetzt um ihn Ruhe, aber nicht in ihm. Wenn es um uns her stille wird, wird es in uns laut. Wieder erschien ihm in wachen und schlafenden Stunden ihr schmerzverzerrtes Lächeln, das ihn einst besüßelt hatte.

Wenn er in die Natur hinauszog, um in ihr Frieden zu finden, dann stürmte der Wind die Anklage in seine Brust: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeist. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränkt. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mir nicht gedient.“

Fruchtete es wohl gegen solche Anklage etwas, wenn er die Raute nahm und zu singen verfuhrte: „Es waren zwei Königs-kinder . . .?“

*

Nach Jahren kam Gerd Langemack wieder in seine Heimatstadt. Obwohl er nie mehr etwas von Luise Redlich gehört hatte, so hatte er sie doch nicht vergessen.

Lebhaft beschäftigte sie seine Gedanken, als er eines Abends an ihrer Wohnung vorüber kam. Und wie er nachdenklich aus den nahen Parkanlagen an ihrem Fenster empor sah, erschien, von dem dumpfen Zimmerlicht als Schattenriss abgehoben, ihr Bild. Sie schaute, den Kopf an die kühlen Scheiben gepreßt, ins Dunkle hinaus.

Ob sie wohl fühlte, wer da draußen vorüber ging und so sehr an sie dachte?

Was mag wohl gerade durch ihren Sinn gegangen sein?